Bilder aus dem sagenumwobenen Rheinlande.

An Siegfried's Drachenhöhle und Roland's Ritterburg.

Wir kommen nun in das Land der ältesten deutschen Sagen, an Remagen, mit seiner unvergleichlich schönen Apollinariskirche, und Unkel vorbei gelangen wir nach Rolandseck und stehen an den Pforten des rheinischen Paradieses. Simrock sagt, diese Gegend von Unkel Bsbionn finde in Deutschland nicht ihresgleichen, sie werde in Italien nur durch den Golf von Neapel überboten. Kollbach preist gleichfalls das wunderherrliche Panorama von Rolandseck als eines der schönsten der Welt.

Ja, Rolandseck ist unter allen Punkten am ganzen Rhein vielleicht derjenige, welcher das herrlichste Landschaftsbild zur Anschauung bringt. Auch an dieser Stelle erscheint der Rhein wie in eine Thalmulde gebannt; seine Fluthen fließen gestaut mit breitem Spiegel hindurch. Die schönen mit Gartenland und Hainen geschmückten Inseln tauchen prächtig aus der durchsichtigen Fluth, auf der sich der Widerschein der hohen Baumwipfel und des stillen Klosters von Nonnenwerth hell und klar abzeichnet. Schon von fernher sieht man hier die zahlreichen Fahrzeuge heranziehen: schmucke Dampfboote voll fröhlicher Menschen, gewaltige Schleppdampfer mit schwerem Anhang. Dann wieder gleiten vereinzelte Segelboote mit hohen Masten flußabwärts und verlieren sich still und feierlich in der Weite.

Die Ufer zur Rechten des Stromes bieten das Bild höchster Anmuth, reichsten Anbaues und einer bescheiden angewendeten Kunst, welche die Schönheit der Natur nur erhöht. Der Blick von Rolandseck auf das Siebengebirge und die vereinzelten Kegel des Westerwaldes zeigt uns eine so edle Gestaltung des Berglandes, so kühne Formen der Umrisse, wie sie kaum ein anderer Ort im weiten deutschen Lande aufzuweisen hat.

Ueber Rolandseck wollen wir aber den Rolandsbogen nicht vergessen. Dieser auf Freiligraths Anregung wieder aufgebaute einsam ragende Fensterbogen in der Rest der alten Rolandsburg, die bereits von den Söldnertruppen Karls des Kühnen von Burgund völlig zerstört worden ist. Die Sage macht Roland, den riesigen Recken, den Paladin Karls des Großen, zum Erbauer der Burg. Als er auf Spaniens Gefilden für seinen Kaiser kämpfte, gelangte an seine Braut, die schöne Hildegund, die Botschaft, ihr Liebster sei im Thal von Roncesval gefallen. In ihrem untröstlichen Schmerze nahm die getreue Braut den Schleier und trat in das zu den Füßen der Burg auf der Rheininsel Nonnenwerth gelegene Frauenkloster ein.

Eine junge Gräfin, ein edler Held,
Sie schmuten sich Lieb' und Treu';
Er kam aus der Schlacht, er zog zu Feld,
Die Liebe war immer neu.

In Spanien stritt die fränkische Kraft,
O Roncesval, blutiges Thal!
Da fiel die Blüthe der Ritterschaft,
Da fiel Held Roland zumal.

„Nun ade dir, Welt! Dein süßer Gewinn
Betrüglich ist er fürwahr;
Maria, himmlische Königin,
Dir weih' ich mein goldenes Haar."

Das Kloster beschaut sich mitten im Rhein:
Noch hallen die Glocken im Thal.
Da schallt ein Hof, wer mag es sein?
Der Todte von Roncesval?

Kein Roland selbst, er leibt und lebt:
Ja, wärest du, wärest du todt!
Denn wüßte, daß sie das Kloster begräbt,
Die dir zu leben gebot.

„Und begräbt das Kloster schön Hildegund,
So seh' ich mich hier auf den Stein
Und schaue geilebens zum Tode wund
Hinab auf das Kloster im Rhein."

Im Kloster betete Hildegund,
Held Roland saß auf dem Stein
Und schaute geilebens zum Tode wund
Hinab auf das Kloster im Rhein.

Nun kommen wir in Königswinter, der gastlichen Vorhalle des Siebengebirges, an. Wir gedenken in diesen Straßen und Gassen, die zur Sommerszeit von Fremden bevölkert sind, zuerst pietätvoll eines Mannes, dem seine Mitbürger hier dankbar ein Denkmal gesetzt haben, des Rheinland-Poeten Wolfgang Müller.

Hier laßt mich schwärmen einsam und allein,
Ergeben ganz den eigensten Gedanken!
Hier ist er mein, der goldig grüne Rhein,
Hier dünkt ich mich sein Herrscher sonder Schranken,
Hier sang die Mutter mir die Wiegenlieder . . .

So grüßt der Dichter, aus der Fremde heimkehrend, seine liebe Vaterstadt. Und er giebt seiner Wehmuth tiefergreifenden Ausdruck, die uns alle bewegt, wenn wir in reifen Jahren die geheiligte Stätte unserer Kindheit wieder betreten — als Fremde.

Wenn wir Königswinter durchquert haben, liegt das reizvolle Siebengebirge vor unserem Auge. Gleich natürlichen Burgen und Wächtern der Zugänge aus dem weiten Niederrhein zum engen Mittelrhein, als welche sie denn auch zur Zeit der römischen Imperatoren und später von den Kölner Erzbischöfen und von anderen Mächtigen benutzt und befestigt worden sind, ragen die vulkanischen Kegel dieses merkwürdigen Gebirges schroff empor. Sieben Berge ragen als die gewichtigsten Häupter hervor. Vier derselben treten nahe an den Rhein heran: Der Drachenfels, der die steilste Bildung und die charaktervollste Physiognomie hat, und dessen Haupt mit einer Krone geschmückt ist; der Petersberg, der auf seinem breiten Rücken eine Kapelle des heiligen Petrus trägt; die Wolkenburg, die als eine Träumerin um ihren irdischen Besitz, eine alte Feste, gekommen ist; der Hirschberg, der weniger um seiner selbst willen als seiner schönen Aussicht wegen hoch in Ehren steht. Drei Bergesgipfel bilden die hintere Reihe: der Oelberg, der höchste Gipfel des Gebirges, die Löwenburg, auf deren Spitze sich eine uralte Ringmauer befindet, und der Lohrberg.

Zuerst ist es der Drachenfels, zu dem der Wanderer seine Schritte lenkt:

Vom Drachenfels die Folge Kunde
Kommt düster auf den Vater Rhein,
Sein Wasser braust in breiter Runde
An Ufern hin, wo wächst der Wein,
An Hügeln, reich von Blüthenbäumen,
An Feldern, voll von gelbem Korn,
An Städten, die sein Bett besäumen,
So leuchtend wie am goldnen Horn.

Ehe wir auf die Höhe gelangen, führt uns der Weg an dem stolzen, fast prunkvollen Schlosse Drachenburg vorüber. Bald sehen wir das im größten Stile eingerichtete Gasthaus vor uns, wo das vortreffliche „Drachenblut" kredenzt wird, und wo in vergangenen Tagen der allen Rheinreisenden wohlbekannte „Sänger vom Drachenfels", ein echter Barde mit markigem Baß und leuchtendem Auge, seine fröhlichen Rheinlieder schmetternd ertönen ließ. Noch wenige Schritte, so befinden wir uns auf der Spitze des Berges, zu den Füßen der Bergruine. Man nennt als den Erbauer der Burg den Erzbischof Friedrich I. von Köln. Die Burg wechselte oft ihren Herrn und hatte nun mancherlei Wechselfälle in kriegerischen Zeiten zu erleiden. So haben auch die Stürme des dreißigjährigen Krieges die Mauern der Drachenburg umtost. Im Jahre 1642 ließ der Erzbischof Ferdinand sie schleifen, ihre Reste aber wurden erst von den Franzosen in dem unheilvollen Jahre 1689 gesprengt. Das ist die kurze und nüchterne Geschichte der Burg auf dem Drachenfels. Um so poetischer ist der Sagenkranz, mit dem das Volk den Drachenfels geschmückt hat.

Da ist zuerst die Mär von der Jungfrau am Drachenfels, die Aug. Kopisch in schmucke Verse gebracht hat.

In Kränze winden wir dich ein:
Des Drachen Opfer mußt du sein.

Um dich liegt mancher Held schon todt,
Von Zwietracht sind viel Blumen roth.

„Du Christenjungfrau bist so schön,
Drum mußt auf Drachenfels du stehn!"

Der Drach' aus seiner Höhle kam,
Ein Kreuzlein von der Brust sie nahm.

Der Drache sich's — da flob er fort
Und fiel zum tiefsten Höllenort.

Ihr Helden kommt nun, Weib und Mann,
Und bittet den Erlöser an!"

Da bogen alle ihre Knie,
Die schöne Jungfrau lebte fie.

Eine andere Sage ist die von Siegfried dem Drachentödter. Als Siegfried, der junge Held, von Xanten den Rhein hinaufzog, kam er mutterseelenallein in den Wald, der die Kuppen des Siebengebirges bedeckte. Von den Drachen, die hier hausten, wußte der Jüngling nichts. Im Dickicht fand er eine menschliche Behausung. Es war ein Waffenschmied, der für die Ritter die Schwerter und Speere machte zum Waffenspiel und edlen Waidwerk. „Nimm mich zu deinem Gesellen!" sprach Siegfried zu dem Meister. Da lachte der Waffenschmied des jungen Fantes, dem kaum der Bart auf der Lippe sproß. Zornig braust Siegfried auf: „Gieb mir denen schweren Hammer!" Der Meister reichte ihm den Hammer und legte eine glühende Eisenstange auf den Ambos. „Nun schlag zu, mein Bübchen!" Und Jungsiegfried schlug zu. Und er schlug mit solcher Wucht, daß die Stange in Stücke geschlagen wurde, und der Ambos tief in die Erde drang. Darob erschrak der Meister mit seinen Gesellen nicht wenig. Und sie beriethen, wie sie sich des jungen Helden entledigen könnten. Arglistig sprach der Meister zu ihm: „Unsere Kohlen sind auf der Neige. Zieh' hin, Siegfried, wo auf der Höhe, die jäh abfällt zum Rheine, die uralten Stämme stehen; da fälle und brenne uns Kohlen!"

Damit meinte er aber die Stelle, wo der Drache hauste, von dem sie aber Jungsiegfried nichts sagten. Gehorsam der Weisung des Meisters nahm Siegfried die Axt, die er selber geschmiedet, und die nur er allein schwingen konnte, und als Schürbaum eine mächtige Eisenstange; er ging wohlgemuth der Stelle zu und begann die Bäume zu fällen, setzte den gewaltigen Meiler, gab ihm den Mantel von Rasen und zündete ihn an. Dann legte er sich nieder zu wohlverdienter Rast. Da hörte er plötzlich, wie die Steine den Berg herabstürzten; da vernahm er, wie das Gezweige krachte; da hörte er das greuliche Schnauben des Lindwurms. Voller Gier nahte dieser sich Siegfrieds Ruhestätte. Kaum aber hatte Jungsiegfried das Ungeheuer erblickt, so sprang er auf, ergriff die schwere Eisenstange, schwang sie, als wär's eine Haselgerte, und traf das Unthier auf den Kopf, daß es sich taumelnd und blutend an der Erde wand. Und als es sich in furchtbarem Grimm wieder erheben wollte, da fielen Siegfrieds Streiche so wuchtig und hagelbicht, daß das Unthier sich im Tode alsbald streckte, und ein Bach schwarzen Blutes aus seinem Rachen rann. Plötzlich flog ein goldschimmernd Vögelein über Jungsiegfrieds Haupt hin, das sang:

Junker Recke fein,
Willst du hörnern sein,
Tauch' deinen Leib in das Blut hinein!"

Das wiederholte das wundersame Vögelein oft und flatterte dabei um Siegfrieds Kopf herum, als wollte es ihn inständig bitten, nach seinem Liedlein zu thun. Siegfried erkannte, daß das etwas zu bedeuten habe, und that, wie das Vögelein gesungen, und bestrich sich überall an seinem ganzen Leibe mit dem Blute des Lindwurms, und von da an war seine Haut hörnern und er unverwundbar am ganzen Leibe.

Vom Oelberg aus besuchen wir die alte Cistercienser-Abtei Heisterbach mit ihrer weitberühmten Klosterruine. Die alte Abteikirche, die im Anfang des XIII. Jahrhunderts erbaut wurde, gehörte einst zu den schönsten Bauten des Rheins. Wohlerhaltene Reste der Kirche haben sich bis in den Anfang des XIX. Jahrhunderts hindurch gerettet. Da hat man in dieser überklugen, pietätlosen Zeit mit den Ruinen nichts Besseres zu thun gewußt, als daß man sie auf Abbruch verkaufte. Ein günstiges Geschick fügte es, daß ein kunstsinniger Fürst, der Graf zu Lippe, wenigstens den Chorschluß mit seinen zierlichen Basaltsäulen in seinen Besitz bringen und verhindern konnte, daß aus dem kunstvoll gehauenen Stein Ziegenställe gebaut wurden. An die Klosterruine knüpft sich eine tiefsinnige Sage, deren Entstehung man wohl begreifen mag, wenn man unter den mächtigen Buchen, nahe der Abtei, sinnend dahinschreitet.

Der Mönch zu Heisterbach.

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
Der Breviarius kunst tief und still er nach,
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er liest, was Petrus der Apostel sprach:
„Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!"
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in den Wald:
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht;
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf erreichelt er den Garten schnell:
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor.
Er stutzt — doch sieh, schon ist die Kirche hell,
Und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein,
Doch wundersam, ein andres liegt dort;
Er überblickt der Mönche lange Reihe:
Kar Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angestaunt ringsum.
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr:
Er sagt's, da murmelt man dumpf Geflüsterhaft:
Dreihundert Jahre sind so vorüber mehr.

Der letzte dieses Konvents hat er gelebt,
Er war ein Jüngling und verschwand im Wald,
Wies hat den Namen keinem mehr vertraut. —
Er hört das Wort, es überfährt ihn bald:

Er nennt nun den Mut und nennt das Jahr;
Nun nimmt das alte Klosterhaus er Hand.
Da wird ein großer Gottesdienst klar:
Er ist, der drei Jahrhunderte verschwand.

Er tritt dahin, ihn ruhet sorgen Blick;
Der Betreten lächelt: ihn, Abtes gleich, ihn grüßt.
Und herbeiwinkt mahnt er seiner Brüder Chor:
„Gott ist erhaben, aber Dir nun Zeit.

Was er verhallt, merkt nur ein Wunder klar;
Drum grübelt nicht, denkt nicht, meinen Sinnes nicht;
Ich weiß, ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre ihm wie ein Tag.

Von Heisterbach führt der Weg nach Oberdollendorf und über Nünglarf nach Dorf und Burg Godesberg. Die Burg liegt auf einem stumpfen, runden Kegel und wurde 1210 vom Erzb. Dietrich erbaut und war später Residenz der Kölner Erzbischöfe und Kurfürsten, unter denen sich hier reiches Hofleben entfaltete, die Godesberg aber auch als Asyl benutzten in den Kämpfen der Kölner gegen die weltlichen Uebergriffe der Bischöfe. Der mächtige Rundthurm wurde 1332—40 erbaut und diente als erzbischöfliches Archiv und als Gefängniß. Als 1583 Godesberg von kurpfälzisch-bayrischen Truppen belagert wurde, flog bei einer Explosion der Grundstein der Burg mit in die Luft; er wird noch in München aufbewahrt. Der Thurm blieb erhalten, und es eröffnet sich von seiner Zinne, zu der 100 Stufen führen, ein herrlicher Rundblick. Gegen Norden im Vordergrunde liegt das freundliche Bonn links mit seinem malerischen, herrlich gestaffelten Kreuzberge, rechts an dem jenseitiger Gestade der lachende Fürstenberg und Ennert. Im Hintergrunde verliert sich der Rhein in immernder Ferne wie ein dünner blauer Faden, und man schaut die weißen Thürme der kgl. Colonia und ihren hochragenden Dom. Im Süden und Südwesten hat man das Siebengebirge mit manchen weiterhin fortlaufenden Kuppen, die Trümmer von Rolandseck und die beiden reizenden unter ihnen liegenden Inseln; in der Mitte aber den stolzen Strom und die Fülle von Fruchtbarkeit und Wiesenbreite in Feldern, Hügeln, Dörfern, Städten und Burgen.

Das schlechte Gewissen.

Ein elegantes römisches Kinematographentheater war kürzlich der Schauplatz eines Vorkommnisses, das ebensogut im Dekamerone stehen könnte, wenn es zu Boccaccios Zeit schon Kinematographen gegeben hätte.

In dem Theater war gerade ein zahlreiches Publikum versammelt, als auf einmal ein Herr am Eingang erschien, und in den überfüllten Saal zu dringen verzuckte, zog er einen Revolver und erklärte dem Direktor in dürren Worten, er wisse, daß seine Frau mit ihrem Galan im Saal weile. Falls man ihm nicht gestatte, die Beiden sozusagen in „platonischem Flagranti" zu überraschen, werde er am Ausgang warten und das Paar niederschießen, wenn es das Theater verlasse.

Dem Direktor trat der Angstschweiß auf die Stirn. Er lief in den Saal zurück, ließ Licht machen, und hielt mit zitternder Stimme folgende Ansprache: „Verehrte Damen und Herren! Draußen steht ein Ehemann, der seine Frau mit ihrem Geliebten hier eintreten sah. Er wollte herein, um das Liebespaar zu erschießen, aber ich habe ihn daran verhindert. Nun wartet er vor der Thür mit geladenem Revolver. Ist das gesuchte Paar wirklich im Saal, so möge es sich so rasch als möglich durch jene Seitentür nach der Nebenstraße entfernen."

Nach dieser Ansprache schwieg der Direktor, aber niemand regte sich im Publikum, ein Beweis, daß kein sündiges Paar darunter war. Befriedigt ließ der Direktor das Licht wieder ausschalten und die Vorstellung fortsetzen. Aber kaum war der Saal dunkel geworden, da kam eine ungeahnte Bewegung in das Publikum. Ganze Stuhlreihen wurden gerückt, und man hörte genau, wie eine große Anzahl der Besucher schleunigst den Saal verließ. Es stellte sich heraus, daß sich nicht weniger als sechzehn Paare aus dem Staube gemacht hatten.

Zeitgemäß.

„Was werden Sie nun thun, nachdem Sie es verstanden haben, so viel Geld auf die Seite zu schaffen?"

„Jetzt werde ich der Sicherheit wegen zum Staatsanwalt gehen und mich ihm als Staatszeuge anbieten."

Kaufmann und Einbrecher.

Die Berliner Polizei hat das Doppelleben eines bisher noch unbescholtenen Kaufmannes aufgedeckt, der seit geraumer Zeit der Schrecken der Seidengroßhandlungen im Zentrum der Stadt war. Es gelang ihr, einen Mann zu verhaften, der werthvolle Seidenballen zum Verkauf bringen wollte, die aus einem Einbruch in einer mechanischen Weberei in der Zimmerstraße herrührten. Der Verhaftete, der als ein 28 Jahre alter Kaufmann Willy Rudow festgestellt wurde, gestand ein, der seit längerer Zeit wegen zahlreicher Einbrüche in Seidengroßhandlungen und Webereien in der Markgrafen-, Schützen-, Zimmer-, Kronen-, Krausen- und Jerusalemer Straße gesuchte Dieb zu sein, bei denen er für über 60,000 Mark Seidenstoffe, Blousen etc. erbeutete. Er hat diese Einbrüche ganz allein unter der größten Lebensgefahr ausgeführt. Mit Schlüsseln, einer Strickleiter und Schnüren bewaffnet suchte er Nachts das Haus auf, worin sich eine Seidengroßhandlung befand, deren einzelne Räume er vorher ausgekundschaftet hatte. Er stieg auf das Dach, befestigte hier die Strickleiter und die Schnüre und ließ sie in einen Lichtschacht oder auf den Hof hinab. Dann stieg er unter eigener Lebensgefahr an der Strickleiter soweit hinab, bis er ein Fenster erreicht hatte, durch das er in das Geschäft gelangen konnte. Die Beute versteckte er in demselben Hause oder in einem Hause der Nachbarschaft am Dachfirst hinter Dachsparren oder anderen Stellen, die nur sehr schwer zu erreichen sind und fast nie aufgesucht werden. Nach und nach brachte er die Ballen dann zu Partie- und Restewaarenhändlern in der Gegend des früheren Schennenviertels.

Ein Schlaumeier.

Pat und Mike arbeiten zusammen an einem Neubau. Pat legte die Backsteine, und Mike trug den Mörtel. Mike war gerade die Leitern zum vierten Stock emporgestiegen, als die Dampfpfeife das Zeichen zur Mittagspause gab.

„Zum Teufel noch mal, jetzt muß ich die Leitern gleich wieder hinunterklettern!"

„Komm her", sagte Pat, „halte Dich hier an dem Aufzugsseil fest, und ich lasse Dich damit hinunter."

Gesagt, gethan — bis zum zweiten Stockwerk ging's gut, aber da ließ Pat das Seil los und Mike sauste in die Tiefe, glücklicherweise in einen Sandhaufen, der ihn vor Verletzungen rettete.

„Weshalb hast Du denn das Seil losgelassen?" rief Mike seinem Freunde Pat zu.

„Mir kam es vor, als ob es reißen würde, und da hatte ich die Geistesgegenwart es loszulassen."

Der hilfreiche Nachtwächter.

In einem größeren Dorfe Nordfrieslands ereignete sich kürzlich, wie die „Kieler Zeitung" erzählt, folgender heiterer Vorfall: Ein Landmann, der gerne eine Partie Whist spielte, hatte bei der Freude am Spiel immer den unangenehmen Gedanken: Was wird meine Frau sagen, wenn ich wieder so spät nach Hause komme? „Es ist zu dumm," sagte eines Abends der Landmann, als die Uhr auf drei ging, „erst heute Abend habe ich meiner Frau versprochen, punkt zwölf zu Hause zu sein und jetzt . . . .!" Der Nachtwächter des Ortes, der zufällig auch in der Wirthschaft anwesend war, wußte aber guten Rath. „Bleib nur ruhig noch ein Stündchen sitzen," sagte er, „ich gehe mit, und Du sollst mal sehen, wie fein Du von Deiner Alten aufgenommen wirst." Bald nach drei Uhr machten sich die beiden dann auf den Weg, und bei der einsam gelegenen Wohnung des Landmannes rief der Wächter mehrere Male sehr laut: „De Klock hett twölf slan, nöü is de Klock." Als der Landmann dann in die dunkle Schlafkammer eingetreten war, soll die Frau sich über sein rechtzeitiges Kommen sehr lobend ausgesprochen haben.

Die Spitzen.

Frau Ethel Nicholson in New York bekam jüngst von einer Pariser Freundin einen kleinen Spitzenkragen als Geburtstagsüberraschung. Der Zoll auf Spitzen beträgt sechzig Prozent des Werthes, aber eine Rechnung lag dem Geschenk natürlich nicht bei. Als nun Herr Nicholson nach dem Zollamt kam, bemühten sich drei Beamte um die Lösung der Frage, ob es Maschinenspitzen oder echte Spitzen seien, was manchmal sogar ein Kenner kaum unterscheiden kann.

Schließlich fragte der eine Beamte Herrn Nicholson: „Was zahlte Ihre Gattin für die Spitzen?"

„Nichts — es ist doch ein Geschenk, ein Geschenk von einer Freundin."

„Ach so, ein Geschenk von einer Freundin . . . . . dann wollen wir die Spitzen doch lieber als nicht echt annehmen."

Der Gipfel der Vorsicht.

Ein junger Mann wurde auf der Straße von einem epileptischen Anfall überrascht und schleunigst mit der Ambulanz ins Hospital gebracht. Als man ihn dort entkleidete, um ihn zu Bett zu bringen, fand man unter seinem Wollenhemd ein Stück Papier mit der Meldung: „Dem Hausherrn zur gefälligen Kenntnißnahme: dies ist ein Fall von Epilepsie, ganz gewöhnlicher Epilepsie und nicht Appendizitis. Mein Appendix ist bereits zwei Mal entfernt worden!"

Seine Pflichten.

„Was habe ich eigentlich als Vorsitzender des Vergnügungs-Komitees zu thun?"

„Sie haben alle die Freude zu thun, die die anderen fünf Komitemitglieder thun sollten."